

Leseprobe aus:

**Frederik Berger**

# **Der Ring des Falken**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

## 1. Kapitel

Verloren sind die Paradiese der Kindheit erst dann, wenn man sie vergisst. Aber ich, Bernardou, Sohn des Arnaut, getauft im Jahre des Herrn 1187 in Italien, aufgewachsen auf der Burg von Les Baux im strahlenden Licht meiner provençalischen Heimat, vor dem Schimmer der gezackten Kalkfelsen der Alpilles – ich werde nie das Glück meiner Kindheit vergessen, so wenig wie die verschlungenen Wege meines abenteuerlichen Lebens.

Am Anfang waren die Augen.

Die tiefbraunen, fast schwarzen Augen über mir, die Augen meiner Mutter. Und das Lächeln ihrer geschwungenen Lippen, die sanft über meine Kinderhaut strichen und dann ein Lied formten, ein schwermütiges Lied aus unergründlicher Ferne, ein Lied voll Sehnsucht und Kummer. Ich suchte lange seinen Ursprung, auf all meinen weiten Reisen, die mich bis ins farbige, reiche Sizilien führten und später in das kalte Land nördlich der hohen Gebirge. Noch heute klingt mir ihr Gesang als fernes Echo in den Ohren, und erst im Tod wird er verstummen und übergehen in den Gesang der Engel.

Am Anfang waren auch die Augen meiner Spielgefährtin Serena, die von ihrer Mutter meist Maria Serena gerufen wurde.

Häufig spielte ich mit ihr Suchen und Fangen: Einmal

versteckte sie sich vor mir, ich entdeckte sie und wollte sie schon greifen, da bückte sie sich und rannte lachend davon, sprang über ein aufgeschrecktes Huhn und verschwand hinter einem Felsen. Ich rief nach ihr, doch sie antwortete nicht. Überall waren Handwerker bei der Arbeit, ein paar Zimmerleute stellten ein Gerüst auf, über den Boden verstreut lagen Balken und Bretter, es wurde gehämmert und gesägt, Rufe und Befehle gingen hin und her, Esel schrien hungrig, und Hühner gackerten, Schweine ringelten grunzend ihre Schwänze – doch von Serena keine Spur. Ich wollte mich zum Taubenhaus zurückziehen, da tauchte sie plötzlich wieder auf, rief «Fang mich! Fang mich!» und wollte sich wieder verstecken.

Doch schon hatte ich sie, sie riss sich los, ich hinterher, übersah einen Balken, und da lag ich.

Ich hatte mir die Knie und die Ellenbogen aufgeschrammt, blutete aus einer Wunde an der Stirn. Natürlich weinte ich nicht, ein tapferer Junge war ich, der einzige Sohn von Arnaut, dem Falkner und Schmied, dem ehemaligen Fußsoldaten und Kreuzfahrer. Ich lag auf dem Rücken, und sie beugte sich über mich. Da waren sie: ihre tiefblauen Augen.

Alle, die sie kannten, so hörte ich später oft genug, bewunderten diese Saphirfarbe, die den Mistralhimmel unserer Heimat in sich aufgesogen zu haben schien. Niemand sonst hatte so blaue Augen und so blondes Haar. Nicht ihr Vater Uc, Senher de Baux, ein Provençale aus dem Urgestein der Alpilles, nicht die Mutter Barrale, die Grafentochter aus Marseille, hochgeboren und hochfahrend, kein Priester und kein Bauer, kein Handwerker – allenfalls der eine oder andere Troubadour, einer der Gaukler und fah-

renden Leute, die immer wieder zu uns fanden, da sie wussten, dass man auf der Burg von Les Baux die Kunst des lieblichen Gesangs und der schmachtenden Verse schätzte.

Serena beugte sich über mich, sie lächelte, «jetzt habe *ich* dich gefangen», flüsterte sie und gab mir einen Kuss auf die Stirn. Nein, sie küsste mich nicht, leckte nur das Blut von der Wunde, aber einen Wimpernschlag lang senkte sich ihr übermütiger Blick in meine Augen, bevor sie lachend aufsprang, mir winkte und schon wieder hinter dem nächsten Ginsterbusch oder Feigenbaum verschwunden war.

Ich schaute ihr nach, und jetzt erst biss mich der Schmerz. Mit dem Handrücken wischte ich über die blutenden Wunden, dann humpelte ich zu unserem Häuschen, das unter der Tour Paravelle lag, in der Nähe des Taubenturms, angrenzend an die Schmiede und das Falkenhaus.

Mein Vater, der dem alten Senher de Baux auf dem gemeinsamen Kreuzzug nicht nur einmal das Leben gerettet hatte, war ein geschickter Waffenschmied, stark wie ein Stier, zugleich ein Falkner, der zart und fürsorglich mit den Vögeln umgehen konnte. Mit seinen breiten Schultern und den Aschespuren im Haar sprach er nur das Nötigste, aber ich musste ihm aufs Wort gehorchen, sonst setzte es Schellen. Zugleich führte er mich geduldig in die Falknerei ein. Meine Mutter schaute er immer auf eine ganz besondere Weise an, das erkannte ich sogar als Kind schon: mit stummer Liebe und wortloser Wehmut.

Er sah nicht gern, wenn ich mit Serena zusammen war. Sire Uc, unser Herr, sah es noch weniger gern. Dennoch suchten und fanden Serena und ich uns immer wieder, wir hüpfen Hand in Hand über Stock und Stein, fütterten die Tauben und kicherten über ihr gurrendes Sich-Plustern und

Rucke-di-guh-Geflatter. Anschließend schlichen wir geduckt zu den Büschen, wo die Nachtigall verborgen flötete, und flog sie schließlich davon, versteckten wir uns hinter einem Felsen, um die Wanderfalken zu beobachten, die im Sturzflug die Dohlen des Donjon schlugen, oder das Adlerpaar, das hoch über der Burg seine ruhigen Kreise zog.

Neben Serena gab es natürlich andere Kinder auf der Burg, Kinder meines Standes. Sie lärmten in ihren schmutzigen, verlausten Kitteln, mussten, wie auch ich, bei der Arbeit helfen, prügelten sich, schnitten Katzen die Schwänze ab oder jagten Ratten und Mäuse. Meist hänselten sie mich wegen meiner unzählbaren Stirnlocke oder mieden mich gänzlich, als wäre ich aussätzig.

Erst viel später begriff ich, dass es an meiner Mutter lag. Auch sie wurde gemieden. Dabei sprach sie durchaus die Sprache unserer Heimat, ihre Haare und Augen waren nur wenig dunkler als die Haare und Augen von Barrale de Baux oder den Mägden, den Ziegenhirtinnen und Wäscherinnen, den Tänzerinnen der Gauklertruppen, die von Narbonne, Toulouse oder Barcelona hergezogen kamen.

Warum verbinden sich so viele Erinnerungen an meine Kindheit mit Serena? Weil ich sie schon früh liebte und nie aufhören sollte zu lieben? Weil sie die Einzige war, die sich nicht um den düsteren Ruf kümmerte, der meine Mutter umgab wie eine unsichtbare Mauer? Die sich sogar dem Verbot ihres Vaters widersetzte, sich mit dem Sohn eines Falkners abzugeben, und sich mit ihm an den Rand des Felsplateaus setzte. Dort, unter dem Sarazenturm, ließen wir die Beine über den Abgrund baumeln und schauten nach Süden, auf die Olivenhaine und Weinberge, die in rechteckigem Muster angelegt waren, auf die Zypressenreihen und

wilden Hecken, auf die sich schlängelnden Pfade, die zu Bauernkaten und Ölmühlen führten und an deren Rändern Ziegen grasten. An manchen Tagen glitzerte in der Ferne sogar das Meer, es gab keinen Horizont, nur ein Gleißeln und Schimmern, ob Himmel oder Wasser, wir wussten es nicht, es kümmerte uns auch nicht, denn wir beide träumten von der Ferne.

An anderen Tagen sah ich Serena nicht. Der Senher empfing wieder Besuch aus Orange oder Arles, aus Marseille oder Tarascon. Ich musste helfen, die Pferde zu versorgen.

Später hörte ich aus dem großen Saal des Palais den Klang der Fidel und der Laute, der Flöten und Tamburine, die sanfte Stimme der Troubadoure, die ihre sehnsüchtigen Lieder sangen zu Ehren von Barrale, der *Domna*, der zwar lange schöne Flechten auf die Schultern fielen, zugleich aber eine Hakennase im hoheitsvollen Antlitz stand und die, wenn sie lachte, ein Pferdegebiss entblößte. Doch ihre langen *Bliauds*, in denen sie mehr oder weniger gemessen über die ungleichmäßigen Steinwege der Burg schritt, waren aus dunkelroter Seide und über dem Gürtel seitlich abgenäht, die Borten mit Edelsteinen besetzt oder von Goldfäden durchzogen, die kronenartigen Hauben aus Pelz, und ihre weiten Ärmel hingen tief herab.

Mir war aufgetragen worden, Pferdeäpfel aufzusammeln. Um mich herum schmatzten, grunzten und quiekten die Schweine mit ihrer Ferkelschar. Oben im großen Saal der Burg sangen die Troubadoure. Ich schaute hoch zu den erleuchteten Fenstern des Palais, hörte ihre schmelzenden Stimmen, das *belcanto*, wie die Italiener sagen, bis mich ein Pferdeknecht unsanft in die Rippen stieß.

Die Tauben flogen und flatterten um ihr Haus, ruck-

ten gurrend ihre Hälse, es dunkelte bereits, und die Fledermäuse schrieben die schwarzen Zacken ihres Flugs in den abendlichen Himmel. Ich hörte meinen Vater den Stahl schlagen, ein helles Plingpling, und durch den Lichtschein der Palaisfenster huschten Schatten. Wieder erhielt ich einen Stoß und die Aufforderung, gefälligst zu schaufeln und nicht zu träumen.

Ich scharrte unwillig die Hinterlassenschaften der Pferde zusammen und kippte sie in einen Eimer, doch wanderte mein Blick erneut nach oben. Jetzt beugte sich sogar eine der Tänzerinnen aus dem Fenster und fächerte sich kühle Abendluft zu. Weit öffnete sich ihr Kleid, die schattige Verheißung ihres Ausschnitts und der schwarze Rahmen ihrer tief fallenden dunklen Haare ließen meinen Mund offen stehen. Doch rasch fasste ich mich und winkte ihr; sie winkte zurück. Ja, sie winkte tatsächlich, warf mir hellaulachend eine Kusshand zu.

Ich atmete ein paarmal rascher und machte mich wieder an den Pferdeäpfeln zu schaffen.

## 2. Kapitel

Als ich älter wurde, machte mir mein Vater eine große Freude: Er schenkte mir den Nestling eines Wanderfalken, den er aus einem Horst geholt hatte, um ihn für die Beizjagd abzurichten. Wir nannten den kleinen Vogel *Peregrina*, weil er ein Weibchen war, und ich lernte, wie man ihn pflegte und fütterte – mein Vater sagte statt *füttern* im-

mer *atzen* –, wie man ihn auf einem Handschuh *abtrug*, an die Umgebung und an die Anwesenheit von Hunden gewöhnte, *abspringen* und wieder *beireiten* ließ. Ich hatte viel zu lernen, denn für alles gab es eigene Worte.

«Du bist Vater und Mutter für die kleine Peregrina», erklärte mir mein Vater, «sie muss dir vertrauen, und später, wenn sie nicht mehr angebunden ist, muss sie für dich jagen und immer wieder zu dir zurückfliegen. Und jetzt sag mir, wie man dieses Verhalten fachmännisch ausdrückt!»

Ich lernte rasch und führte bald die ebenso rasch wachsende Peregrina Serena vor. Stolz trug ich den Lederhandschuh, den mir meine Mutter genäht hatte, ließ Peregrina darauf *stehen*, und wir zogen gemeinsam über das Burggelände, um sie *locke* zu machen und zu *lüften*, und dann über das Felsplateau, wo ich Peregrina ihre Jagdgründe zeigen wollte.

Entdeckte sie eine Taube, sprang sie nervös ab, konnte aber nicht wegfliegen, denn ich hielt sie an der *Lockschnur*. Immerhin erhielt sie ein Stückchen *Atzung* als *Lockbissen*, was sie dann neugierig umherschauen und kurz aufflattern oder *ballieren* ließ.

Serena wollte Peregrina gern streicheln, aber ich warnte sie vor dem harten Schnabel, mit dem sie nach ihr picken würde, wenn sie sich ihr zu sehr näherte.

Immer häufiger kam ein Kammermädchen der Siressa angerannt und holte Serena mit strengen Worten in die Burg zurück. Schließlich wurde mir mitgeteilt, Maria Serena habe von nun an überhaupt keine Zeit mehr für mich.

Ich begleitete wieder häufiger meinen Vater und dessen Wanderfalken, der bereits erfolgreich jagte und nach einem Pfiff auf den Arm meines Vaters *beiritt*. Doch oft verließ ich



auch allein mit Peregrina die Burganlage, um ihr das Jagdrevier zu zeigen.

Seit einiger Zeit hatte ich mir angewöhnt, morgens mit dem ersten Hahnenschrei aufzuwachen, bei Tagesanbruch aus dem Bett zu kriechen und draußen im Val d'Enfer her- umzuströmen. Es war möglich, weil ich nicht mehr bei meiner Mutter schlief, sondern in einem kleinen Verschlag.

Und dann, eines Morgens, geschah das Unglück.

Sanfter Schimmer überzog bereits den Himmel, als ich aufwachte. Leise schlüpfte ich in einen kratzigen Kittel und zog mir Sandalen über, warf einen Blick auf meine Eltern. Mein Vater lag frei und schnarchte, von meiner Mutter sah ich nur ihr schwarzes Haar. Draußen war es noch kühl, aber im Tal sangen die Nachtigallen. Sie schmetterten ihre Melodien hoch zu den hellen Felsen, hoch zu dem violetten Himmel, der sich langsam rosa färbte.

Diese frühen Stunden gehörten nur mir. Ohne meine Eltern aufzuwecken, holte ich den Handschuh, schlich ins Freie, misstrauisch beäugt von Krähen, die bereits auf den ersten Abfall warteten. Ein paar Hunde schlugen an. Kein Mensch war zu sehen. Peregrina war ebenfalls schon wach und kam mir auf dem Reck in ihrer Falkenkammer freudig entgegengeflattert. Ich hatte beschlossen, sie an diesem Morgen ihren ersten Wildflug ausführen zu lassen, und steckte mir genügend Lockbissen für sie ein.

Durch eine von mir entdeckte Öffnung in der östlichen Mauer verließ ich mit ihr das Burggelände, kletterte hinab zum Weg. Ich zitterte leicht vor Kälte, aber nun sandte die Sonne ihre ersten Strahlen wie eine Monstranz über den Himmel, die Nachtigallen flöteten und trillerten weiter, Hähne schrien, in der Ferne bellte ein verschlafener Wach-

hund, andere antworteten ihm, und einer heulte langgezogen, als wollte er seine Freiheit im Wolfsrudel betrauern.

Ich folgte dem Weg, der nach Saint-Remy führte, und stieg dann durch die Felsen, an Ginster-, Salbei- und Rosmarinbüschen vorbei, bis ich unter dem Schatten von Steineichen meine geheime Lieblingsstelle erreichte. Über mir reckten sich zerklüftete Felsen mit Löchern, die den Blick in den grenzenlosen Himmel freigaben, und der helle Kalk war nun in das morgendlich goldene Licht getaucht.

Mittlerweile war ich überzeugt, dass Peregrina mich auch ohne Lockschnur und Fessel nicht verlassen würde, denn sie sah mich immer vertrauensvoll an und schien mir mit ihren Giggig- und Kijaklauten etwas sagen zu wollen. Ich löste daher die Fessel und ließ sie zu ihrem ersten Wildflug aufsteigen. Sie flog auf den Ast einer knorrigen Eiche und pickte nach der *Bell* und dem *Geschüb*. Ich holte schon einmal die Lockbissen aus der Tasche, setzte mich dann auf den Boden und schaute zu ihr hoch. Peregrina erwiderte meinen Blick, drehte dann ihren Kopf nach allen Seiten, hüpfte hin und her, flatterte kurz, als müsste sie das Fliegen wieder lernen.

Die Bell klingelte leise, ich schloss kurz die Augen, ein leiser Wind sang in den Zweigen, die Nachtigallen flöten mehrstimmig, und ich glaubte wieder den Gesang der Troubadoure zu hören, sah die Tänzerin mir zuwinken und wünschte mir, Serena würde sich über mich beugen und mir einen Kuss geben.

Die Sonne wärmte bereits die Luft, und ich hörte in der Ferne die Burg erwachen. In diesem Moment tiefsten Friedens wollte ich noch eine Weile vor mich hin träumen.

Als ich neben dem Geklingel Flügelschlagen hörte, öff-

nete ich erschrocken die Augen. Peregrina hatte sich in die Lüfte geschwungen, saß nun auf einer Felsenspitze und beobachtete aufmerksam irgendetwas, das ich nicht sehen konnte. Ich pfiß, rief und hielt ihr die Lockbissen hin, wollte dann, als Peregrina keine Anstalten machte, wieder beizureiten, den Felsen hochklettern, doch es war zu spät: Peregrina schwang sich in die Luft, gewann rasch an Höhe, und dann sah ich sie auf eine Wildtaube hinabstoßen.

Ich glaubte schon, dies könnte ihre erste erfolgreiche Jagd werden und sie würde mir die Beute bringen, doch kaum hatte sie die Taube geschlagen, griff sie wie aus dem Nichts ein mächtiger Geier an, und die beiden tauchten hinter einem in die Höhe ragenden Felsen ab. Ich hörte nicht einmal wildes Flügelschlagen und auch sonst keine Kampf-laute, doch als ich schließlich über den Felsen geklettert war, hinter dem die Vögel verschwunden waren, entdeckte ich lediglich ein paar helle Federn – und drei hellrote Blutstropfen auf dem gleißenden Weiß der Kalkfelsen.

Wie gelähmt, konnte ich mich nicht von dem Anblick lösen. Dann rief und pfiß ich nach Peregrina. Der Geier hatte ihr vermutlich nur die Taube entrissen. Doch alles Rufen half nichts. Peregrina blieb verschwunden. Sie hatte mich verlassen. Ich war zu unvorsichtig gewesen, hätte sie noch nicht losbinden dürfen. Es war meine Schuld.

Als ich schließlich zu unserem Häuschen zurückkehrte und mit verschmiertem Gesicht in meinen Verschlag kriechen wollte, begegnete mir mein Vater. Mit einem Blick begriff er, dass etwas geschehen sein musste.

«Ist Peregrina auf dem Reck?», fragte er streng.

Ich stammelte «beim Wildflug», unfähig, einen ganzen Satz zu bilden.

Wortlos zog er mir den Handschuh vom Arm und schlug ihn mir mehrmals um die Ohren. Es tat nicht einmal weh.

Meine Mutter war inzwischen zu uns getreten.

«Arnaut, lass den Jungen, er hat nichts Böses getan», wandte sie sich mit ihrer dunklen Samtstimme an ihn. «Der Falke liebt auch nur seine Freiheit.»

«Ja, du und dein Sohn», gab er zurück und zog mich zu sich heran, bis ich nur noch seine düsteren, grauen Augen unter den buschigen Brauen sah. Leise knurrte er: «Wo ist dein Falke?»

«Peregrina hat eine Taube geschlagen, doch dann kam ein Geier ...»

Mein Vater schaute mich tief enttäuscht an. «Nie wieder wirst du einen Falken von mir bekommen», sagte er leise und wollte sich schon abwenden, als er sich besann und in strengem Ton anfügte: «Da ist noch etwas: Ich verbiete dir, allein das Burggelände zu verlassen. Ich habe nur einen Sohn, und dieser Sohn soll sich nicht herumtreiben, bis er von Wölfen angefallen oder von einem hergelaufenen Wegelagerer erschlagen wird.» Erneut zog er mich am Kittel zu sich heran, seine Augen näherten sich meinen, seine Stimme wurde leiser: «Ich will auch nicht, dass du mit der Tochter unseres Senhers zusammenhockst, es gehört sich nicht und bringt Unglück.»

Dabei hatte ich sie seit langem nicht mehr gesehen.

Von diesem Zeitpunkt an sprach er nicht mehr von Peregrina, nahm mich aber auch nicht mehr zum Abtragen seiner Falken mit.

Stattdessen versuchte er, aus mir einen Schmied zu machen. Ich sollte Hufeisen herbeiholen und dann den Blase-

balg bedienen. Bald schon verließen mich die Kräfte. Zum Auskehren der Schmiede war ich aber noch gut.

Abends sank ich wie tot auf meine Strohsäcke und war eingeschlafen, bevor mir meine Mutter noch einen Trost- und Gutenachtkuss geben konnte.

Auch die nächsten Tage musste ich meinem Vater in der Schmiede zur Hand gehen, biss die Zähne zusammen, wenn mir am Blasebalg meine Arme abzufallen schienen. Dann sollte ich ihm sogar am Amboss helfen, mit einer Zange ein Eisenstück halten. Es flog davon und landete, rotglühend, wie es war, auf seinem linken Unterarm. Er brüllte vor Schmerzen, ließ erst einmal wutschnaubend die Funken sprühen, dass ich schon glaubte, er wollte die Schmiede in Brand setzen, und tauchte seinen Arm schließlich in den Wassertrog. Ich entschuldigte mich, dennoch stieß er mit zusammengepressten Zähnen aus: «Du bist nicht mein Sohn.»

Als er meine erschrockenen Augen sah, korrigierte er sich: «Du bist nicht der Sohn eines Schmieds. Eignest dich weder zum Schmied noch zum Falkner.»

Meine Augen füllten sich mit Tränen, doch ich kämpfte sie nieder.

Noch immer vor Schmerzen fluchend, stapfte er zu meiner Mutter, die die Wunde versorgte und ihm den Arm verband. Ich folgte ihm wie ein schuldbewusstes Hündchen.

Während der nächsten Tage fühlte ich mich sehr einsam. Ich durfte meinen Vater nicht mehr zu den Falken begleiten oder ihm in der Schmiede helfen. Meine Mutter saß immer häufiger am Fenster und blickte stumm nach draußen, wo die Tauben vor ihrem Turm balzten und gurrten, drückte

mich an sich, sprach aber kein Wort. Erst als ich flüsterte «<Du bist nicht mein Sohn>, hat er gesagt», hob sie kurz ihren Kopf, strich mir über Schopf und Locke und antwortete, ebenso leise wie ich: «Du bist aber *mein* Sohn – und *seiner*.»

Natürlich verstand ich nicht, was sie mir sagen wollte.

Als es Serena an einem heißen Tag während der Mittagsstunde gelang, heimlich das Palais zu verlassen und mich aufzusuchen, um mit mir nach langer Zeit einmal wieder Peregrina abzutragen, musste ich sie enttäuschen. Trotz des Verbots meines Vaters krochen wir stattdessen auf die Tour Paravelle, auf der in diesen Tagen eine Dachterrasse gebaut wurde. Da die Hitze groß war, ruhte die Arbeit, die Maurer und Zimmerleute lagerten im Schatten und hielten ihr Schläfchen.

Wir setzten uns gemeinsam auf das Gerüst an der beschatteten Nordseite des Turms. Ab und zu schrie ein Esel und bellte müde ein Hund, die Schwalben und Mauersegler jubelten im Himmel, sonst herrschte weitgehend Ruhe.

Serena beklagte sich, dass ihre Mutter sie kaum noch unbeaufsichtigt lasse und begonnen habe, ihr Sticken beizubringen. Dann musste ich von Peregrina, vom Kampf mit dem Geier und ihrer Flucht berichten. Als ich auch von meiner Ungeschicklichkeit beim Schmieden erzählte und immer trauriger wurde, schaute mich Serena mitfühlend an und lehnte sich an mich.

So saßen wir da, zwei Kinder, die einander ihr Leid geklagt hatten. Ich war glücklich, endlich wieder mit Serena zusammen zu sein, und als sie mir ihre großen, schönen Augen zuwandte, gab ich ihr zwei Küsschen auf ihre Lider. Da